

Wirtschaftskrisen – Wo liegen die Ursachen?

Robert Katzenstein

Andernorts habe ich darüber geschrieben, wie sich die Entwicklung der Produktivkräfte auf die Gestaltung der Produktionsverhältnisse in der Gesellschaft auswirkt.¹ Damit ist ein zentraler Zusammenhang angesprochen, aus dem sich auch die Ursachen der kapitalistischen Wirtschaftskrisen ableiten lassen. Jeder der fünf großen Entwicklungsschritte, die ich dort herausgearbeitet habe, hat dazu beigetragen, daß die kapitalistische Wirtschaft, die sich am Ende herausgebildet hatte, gesetzmäßig periodisch von Krisen geschüttelt wird.

Urgesellschaft – ohne Krisen

In urgesellschaftlichen Verhältnissen – wie wir sie heute noch an manchen abgelegenen Orten vorfinden – konnte es keine ökonomisch bedingten Wirtschaftskrisen geben; allenfalls waren Krisen möglich, die auf natürliche Ursachen zurückzuführen waren. Überproduktion, strukturelle Disproportionen usw. waren unmöglich, weil die Menschen von der Hand in den Mund lebten. Genau wie das Raubtier nur seine Beute schlägt, wenn es Hunger hat, so produzierten diese Gesellschaften die für ihr Leben notwendigen Dinge nur zu der Zeit und in dem Maße, in dem sie Bedarf danach hatten. *Erst war der Bedarf da, und dann kam die Produktion!* Der Bedarf war die Triebkraft der Produktion, und an ihm orientierte sie sich auch unmittelbar; es wurde nichts produziert, was nicht auch unmittelbar von den Produzenten gebraucht wurde. Unnötige Produktion konnte gar nicht vorkommen. Auch keine Arbeitslosigkeit. Wenn der Bedarf gedeckt war, machte man Feierabend. Durch etwaige Produktivitätssteigerungen freigesetzte Arbeitszeit – so etwas gab es z. B. durch die Erfindung von Pfeil und Bogen – setzte sich um in mehr Freizeit.

Wohlgermerkt, ich will hier jetzt nicht darauf hinaus, daß man tunlichst auch heute ein Ding erst baut, wenn man es wirklich braucht. Mir geht es hier nur um den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Bedarf und Produktion und um die Orientierung der Produktion am Bedarf, denn es scheint logisch, daß Fehlproduktion, Produktion, die am Bedarf vorbeigeht, erst in dem Moment möglich wird, an dem dieser unmittelbare Zusammenhang nicht mehr gegeben ist.

Der erste Entwicklungsschritt, die Privatisierung der Produktion, ist hinsichtlich der Interessenlage der Produzenten wichtig für ihre Motivation.

Grundlage der Privatisierung von Produktion und Produzenten war die Miniaturisierung der Produktionsmittel. Sie wurden individuell handhabbar, Hand-Werkzeug. Auf dieser Basis konnten sich Familienwirtschaften herausbilden, die sich mit allem selbst versorgten, was sie zum Leben brauchten. Der unmittelbare Zusammenhang zwischen Bedarf und Produktion war auch da noch gegeben, denn produziert wurde nur, was gebraucht wurde, wenn zum Teil auch schon auf Vorrat. Wichtig ist hier, daß der Produzent nun mit seiner Produktion gewissermaßen außerhalb der Gemeinschaft stand; er produzierte privat, für sich und seine Familie. Damit veränderte sich auch die Interessenlage. Der private Bedarf begann nach und nach vor dem gesellschaftlichen Vorrang zu bekommen. Vorher waren gesellschaftliche und private Interessen zusammen-

gefallen, weil der gemeinschaftliche Lebensunterhalt auch in gemeinschaftlicher Arbeit gesichert wurde. Nunmehr ging der Anteil der gesellschaftlichen an der gesamten Produktion aber zurück. Gemeinschaftlich wurden sicherlich noch Steine geschlagen, Bäume gefällt und abtransportiert, Häuser gebaut etc. In diesen Fällen fielen private und gesellschaftliche Interessen noch zusammen. Insgesamt aber privatisierten sich auch die Interessenlagen; der private Bedarf motivierte die Produktion. Das hatte zunächst einmal keine große Bedeutung, weil der gesellschaftliche Bedarf ohnehin keine große Rolle spielte.²

Der zweite Entwicklungsschritt war die Teilung der gesellschaftlichen Arbeit, die berufliche Spezialisierung der Produzenten. Damit begann sich der Zusammenhang zwischen Bedarf und Produktion aufzulösen. An die Stelle von Bedarf und Produktion traten Angebot und Nachfrage. Man beachte die Seitenverkehrung der Begriffe: Das Angebot (Produktion) steht jetzt vor der Nachfrage (Bedarf). Diese auf die Produktion jeweils bestimmter Erzeugnisse spezialisierten Produzenten produzieren nicht mehr für den eigenen, sondern für fremden Bedarf. Was soll ein Bäcker mit den Backwaren anfangen, die er täglich herstellt? Er produziert seine Backwaren und bietet sie dann auf dem Markt an. Der Bedarf für sein Produkt tritt ihm als fremde Nachfrage gegenüber. Aber woher kennt er die Nachfrage? Er produziert doch schon, ehe diese Nachfrage für ihn handgreiflich auf dem Markt bzw. in seinem Laden erscheint.

Was sich an der Seitenverkehrung der Begriffe zeigt, ist also tatsächlich eine wichtige Veränderung. Nicht nur, daß sich mit der Teilung der gesellschaftlichen Arbeit der unmittelbare Zusammenhang zwischen Bedarf und Produktion aufgelöst hat, sondern es wird auch noch zuerst produziert und dann erst festgestellt, ob man mit der Produktion den fremden Bedarf in Menge, Sortiment und Qualität getroffen hat. Schon an dieser Stelle können wir sehen, daß es für den Produzenten kriselt, wenn er mit seinen Waren den gesellschaftlichen Bedarf nicht getroffen hat. Er muß seine Ware verkaufen können, wenn er leben will.

Wir haben jetzt einerseits private Produzenten, die für sich selbst und ihre Familie arbeiten, andererseits einen neuen gesellschaftlichen Zusammenhang zwischen diesen Produzenten. Keiner kann ohne die Arbeit der anderen existieren. Sie müssen ihre Arbeitsprodukte gegeneinander austauschen. Nur durch die gemeinsame Arbeit aller Produzenten werden die Lebensbedingungen der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit schließlich hergestellt. Die Produktion ist gesellschaftlich. Es ist aber kein unmittelbarer, sondern ein lockerer gesellschaftlicher Zusammenhang. Es ist die gesellschaftliche Produktion privater Produzenten. Der einzelne Produzent steht bei diesem Produktionsprozeß gesellschaftlichen Charakters im Grunde außen vor. Ob er tatsächlich dazugehört, ob seine Produktion tatsächlich zu dem Warenhaufen gehört, der die materiellen Lebensbedingungen der Gesellschaft darstellt, erfährt er erst auf dem Markt, wenn er seine Waren verkauft. Jeder dieser Produzenten wirft gewissermaßen die von ihm erzeugte Ware in den großen Topf „Sozialprodukt“ und fischt sich aus diesem Topf die Waren heraus, die er selber braucht. Was am Ende in dem Topf zurückbleibt, wird nicht gebraucht, gehört also nicht zu den Lebensbedingungen der Gesellschaft, denn sie kommt offensichtlich ohne sie aus, und wer immer diesen Rest produziert hat, hat am gesellschaftlichen Bedarf vorbeiproduziert. Hier leuchtet schon durch, wie sich die Unmittelbarkeit der gesellschaftlichen Produktionszusammenhänge auflöst und woraus sich die Möglichkeit wirtschaftlicher Krisen ergibt.

In der einfachen Warenproduktion, der handwerklichen Produktion, spielte das noch keine Rolle. Die Produktivkräfte hatten individuellen Charakter, ihre Leistungskraft war entsprechend beschränkt. Es war gesellschaftliche Produktion, aber der Produzentenkreis, der hier arbeitsteilig verflochten war, war relativ klein und überschaubar. Diese

² Privater Bedarf ist der Eigenbedarf des Produzenten. Gesellschaftlicher Bedarf ist fremder Bedarf, und zwar sowohl echter Gemeinschaftsbedarf, z. B. nach einer Straße, einer Kindertagesstätte etc., als auch der Bedarf eines anderen Gemeinshaftmitgliedes.

Produzenten kannten ihre Kunden und deren Bedürfnisse. Je mehr sich mit der Entwicklung der Produktivkräfte auch die Warenproduktion entwickelte und sich der Kreis der miteinander verflochtenen Produzenten vergrößerte, räumlich wie zahlenmäßig, um so mehr begannen sie, auch auf Vorrat, für eine unbekannte Nachfrage zu arbeiten. Aber sie hatten immer eine Vorstellung von den Größenordnungen des Bedarfs. Hatten sie sich einmal verschätzt und wurden sie einen Teil ihres Produkts nicht los, so war das nicht weiter schlimm, denn es waren kleine Mengen, und am nächsten Markttag fand sich auch dafür ein Käufer. Mit der Warenproduktion entstand also nur die Möglichkeit von Wirtschaftskrisen.

Ausbeutung und Triebkräfte der Produktion

Der dritte große Entwicklungsschritt bestand in der Ausbildung von Ausbeutungsverhältnissen.

Wenn ich die Entwicklung der Ausbeutungsverhältnisse als dritten Schritt bezeichne, ordne ich sie nicht chronologisch, sondern von ihrer Bedeutung für die Herausbildung der Krisengesetzmäßigkeiten her. Die Ausbeutungsverhältnisse³ spielen im Zusammenhang mit den Triebkräften der Produktion eine Rolle.

Wichtig ist an den Ausbeutungsverhältnissen im Zusammenhang mit den Krisen zunächst einmal, daß durch sie in der Gesellschaft eine neue Triebkraft entsteht, die Triebkraft der herrschenden Klassen, ihre Macht auszunutzen, um Fremde für sich arbeiten zu lassen oder sich fremdes Produkt anzueignen.

Entscheidend als Triebkraft der Produktion ist die Motivation der Produzenten, nicht die des Ausbeuters. Auch nicht die des arbeitenden Menschen, oft auch unmittelbarer Produzent genannt, im Unterschied zu dem Produzenten, der den Produzentenstatus tatsächlich innehat. Das ist im Zusammenhang mit der Krise wichtig, weil sich die verschiedenen Motivationen, je nach den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen, verschiedenen Personenkreisen anheften und dann auch unterschiedlich auf die Produktion einwirken. Im Feudalismus sind Ausbeuter und Produzent zum Beispiel verschiedene Personen. Produzenten sind die Bauern, Handwerker usw., also diejenigen, die unmittelbar mit der Produktion befaßt sind. Sie arbeiten um ihres Lebenserwerbs willen. Sie sind unmittelbar daran interessiert, ihre produktiven Möglichkeiten zu erhöhen und die Produktion zu steigern. Je höher ihre Produktion, um so besser ihr Leben. Ausbeuter sind die Feudalherren. Mit der Produktion selbst haben sie unmittelbar nichts zu tun, sie sahen gewissermaßen nur ab, kraft ihrer Macht. Was die Feudalherren den Produzenten nehmen, auf welche Weise auch immer, geht den Produzenten verloren. Die Ausbeutung wirkt deshalb unter feudalen Bedingungen nicht fördernd, sondern hemmend auf die Produktion. Drückte ein Feudalherr allzusehr auf die Produzenten seines Machtbereiches, nahm er ihnen gar alles ab, was auch nur im geringsten über das Lebensnotwendige hinausging, so wurde es für sie sinnlos, sich Mühe mit der Produktion zu geben, und sie produzierten überhaupt nur noch für ihren unmittelbaren Lebensbedarf und darüber hinaus nur noch das, was ihnen der Feudalherr sonst zwangsweise auch vom Notwendigsten abgenommen hätte.

Im Kapitalismus sind Ausbeuter und Produzent in der Person des Kapitalisten vereint. Gewinnstreben ist hier die Motivation des Kapitalisten, Lebenserwerb die des Lohnabhängigen. Die Ausbeutung hemmt deshalb auch nicht die Produktion, sondern sie befördert sie. Als Ausbeuter und als Produzent ist der Kapitalist an der Entwicklung der Produktivkräfte und an der Steigerung der Produktion höchst interessiert. Er ist bereit und bestrebt, seine Produktion so zu steigern, als hätte er allein die ganze Menschheit mit Waren seiner Art zu versorgen. Auch die Ausbeutung hemmt im Kapitalismus die Produktion nicht. Im Gegenteil: je produktiver die Arbeit, um so größer der Mehrwert. Um so geringer auch die Zahl der Arbeitskräfte, die nötig sind, um ein bestimmtes

Quantum Waren zu erzeugen, man kann Arbeitskräfte entlassen. Das spart Löhne und erhöht den Mehrwert. Arbeitslosigkeit aber ist gut, um die Arbeitskräfte zu disziplinieren und die Beschäftigten zu mehr Leistung anzuspornen, und erhöht auf diese Weise ebenfalls den Mehrwert.

Die eigentliche Ursache der Krisen

Hier haben wir ein weiteres Glied in der Kette der Krisenursachen und auch des Krisenmechanismus. Aus den kapitalistischen Ausbeutungsverhältnissen heraus entstehen Triebkräfte, die die Produktion in die Höhe treiben. Beziehen wir jetzt die Privatisierung der Produktion und die Teilung der gesellschaftlichen Arbeit in die Betrachtung ein. Die Produzenten können erst nach der Herstellung der Ware auf dem Markt feststellen, ob sie mit ihrer Ware den gesellschaftlichen Bedarf getroffen haben. Sie sind für ihre Existenz darauf angewiesen, ihre Waren zu verkaufen und zu diesem Zwecke gegebenenfalls andere Produzenten zu verdrängen. Sie sind deshalb nicht nur daran *interessiert*, immer die Nase vorn zu haben, Produktivkräfte und Produktion zu entwickeln, sondern sie sind dazu *gezwungen*. Nur wenn sie die Nase vorn haben und deshalb billiger verkaufen können als die Konkurrenz, können sie auch sicher sein, ihre Ware loszuwerden; die Art des Bedarfs kennen sie in der Regel – Veränderungen werden meist früh genug erkennbar –, nur nicht seine Größe und die Menge gleichartiger Waren, die auf den Markt gebracht werden, denn es gibt neben dem einen immer noch andere unabhängig handelnde Produzenten. *Hier haben wir die eigentliche Ursache der kapitalistischen Wirtschaftskrisen: auf der einen Seite der gesellschaftliche Charakter der Produktion, ihre gesellschaftlichen Zusammenhänge und auf der anderen Seite der private Charakter der Produzenten, durch den sie im Grunde außerhalb des gesellschaftlichen Zusammenhanges produzieren und deshalb auch stets gezwungen sind, ihre Stellung in Produktion und Markt gegen andere Produzenten zu behaupten, wenn sie das Ziel ihrer Produktion erreichen und nicht untergehen wollen.* Ein Orientierungsmittel, wie es in der Urgesellschaft durch den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Bedarf und Produktion gegeben war, gibt es für sie nicht. Im Gegenteil, gerade durch das Wirken dieser Triebkräfte wird die Ausdehnung der Produktion vorangetrieben und gleichzeitig die des Marktes, der der Ausdehnung der Produktion folgen müßte, wenn es *nicht* zu Krisen kommen soll, in Grenzen gehalten. Denn aus Konkurrenzgründen sind die kapitalistischen Produzenten ständig bestrebt, die Lohnkosten zu senken. Nicht immer gelingt ihnen eine direkte Senkung des tariflich festgelegten Lohnes oder der Lohnnebenkosten. Fast immer aber können sie Lohnkosten einsparen, indem sie die Arbeitsproduktivität erhöhen und Arbeitskräfte entlassen oder qualifizierte Arbeitskräfte durch weniger qualifizierte ersetzen. Durch eben diesen Prozeß setzen sie dem Marktwachstum Grenzen, denn die gesellschaftliche Nachfrage, d. h. der Markt, besteht zu einem großen Teil aus der Konsumtionsnachfrage der Lohnabhängigen. Die Gesamtsumme der Löhne aber muß unter diesen Umständen langsamer wachsen als die Produktion, wenn sie nicht gar, wie in Krisenzeiten, absolut zurückgeht. Es liegt also in der Natur der Sache, es ist *gesetzmäßig*, daß sich zwischen Markt- und Produktionsentwicklung eine Schere öffnet. Übrigens liegt hier auch der Grund, weshalb Marx von einer Überproduktions- und nicht von einer Unterkonsumtionskrise spricht. Die Löhne steigen, einzeln und insgesamt gesehen, während des wirtschaftlichen Aufschwungs an. Nur wachsen sie und damit dieses Marktsegment langsamer als die Produktion. Die Krise bricht also gerade zu einem Zeitpunkt aus, da die Löhne und damit die Konsumtion der Werktätigen ihren höchsten Punkt erreicht.

Mit diesen Ausführungen habe ich der eigentlichen Entwicklung vorgegriffen. Noch ist die Krise nur eine Möglichkeit. Es sind noch zwei Schritte nötig, ehe sie gesetzmäßig, mit Notwendigkeit periodisch ausbrechen muß.

Der erste dieser beiden Schritte, der vierte in unserer logischen Abfolge, der lange vor

der Ausbildung kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse erfolgte, ist die Herausbildung des Geldes. Sie veränderte die Produktionsverhältnisse nicht, sondern verstärkte nur ihre Wirkungsweise ungemein. Geld verkörperte den Wert schlechthin. Es eröffnete den Zugriff auf alle Waren, bis hin zu Söldnerheeren und Kaiserthronen. Im Feudalismus stieg dadurch der Druck der Ausbeutung auf die unterdrückten Klassen ins Unermeßliche. Daher auch die großen sozialen Aufstände gegen Adel und Kirche, der deutsche Bauernkrieg und die Reformation. Als dann Produzent und Ausbeuter in einer Person vereint wurden, heizte das Geld nicht nur die Ausbeutung, sondern zugleich auch die wirtschaftliche Entwicklung an. Geld war das ideale Medium, in dem sich die Profitmacherei verwirklichen konnte. Geld und nochmals Geld wurde zum Ziel der Produktion.

Wohlgemerkt, das Geld brachte den Kapitalismus nicht hervor, ebensowenig die Wirtschaftskrisen. Entscheidend war hier der fünfte Schritt, die Entwicklung der Produktivkräfte, der Übergang von der einfachen, handwerklichen zur maschinellen Großproduktion, von individuellen Produktionsmitteln zu solchen, die nur noch gesellschaftlich, im Kollektiv der Fabrik, zu handhaben waren. Das waren Produktivkräfte der Massenproduktion. Diese Produktivkräfte waren die ideale Grundlage, um Geld zu machen. Mit diesen Produktivkräften, dem Geld und den kapitalistischen Ausbeutungsverhältnissen waren die Grundlagen für die schnelle und massenhafte Ausweitung der gesellschaftlichen Produktion gegeben. Bringt man nun noch die Privatisierung der Produktion und

die Konkurrenz ins Spiel, so hat man alle Zutaten beisammen, um die Produktion ohne Rücksicht auf die Entwicklung des Marktes und im Widerspruch zu dieser wachsen zu lassen.

Der tendenzielle Fall der Profitrate

Der Trieb nach schrankenloser Ausdehnung, das ist das Gesetz, das die Entwicklung der kapitalistischen Produktion beherrscht. Dieser Trieb wird durch den tendenziellen Fall der Profitrate noch besonders verstärkt.

Ich kann dieses Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate hier nur kurz in seinem Hauptzusammenhang umreißen.⁴ Zum Profitstreben des Kapitalisten gehört auch die Entwicklung der Produktivkräfte, d. h. die Steigerung der Arbeitsproduktivität. Diese hat ganz widersprüchliche Folgen. Eine davon ist, daß die gleiche Zahl von Beschäftigten mit immer mehr Produktionsinstrumenten eine immer größere Masse von Rohstoffen zu Produkten verarbeitet bzw. daß die gleiche Warenmenge von weniger Arbeitskräften erzeugt werden kann. In beiden Fällen nimmt der Kapitaleinsatz pro Beschäftigten, also die Kapitalintensität, zu. Da nur die Beschäftigten Wert und folglich auch Mehrwert produzieren, bedeutet dies, daß der Profit im Verhältnis zum eingesetzten Kapital (Lohn *und* Produktionsmittel) kleiner wird. Die Profitrate sinkt. In der Praxis zeigt sich das daran, daß der Profit je Wareneinheit kleiner wird. Der Kapitalist steigert also ständig die Arbeitsproduktivität, um mehr Profit zu machen, wird dadurch jedoch ständig dem Druck ausgesetzt, mehr Kapital einzusetzen und immer größere Warenmassen an die Frau und den Mann bringen zu müssen, um dieses Ziel auch wirklich zu erreichen.⁵ Dieses Gesetz wirkt wie eine Peitsche, die ihn ständig zur Ausweitung der Produktion treibt.

Der Markt ist ein unübersichtliches Ding

Charakteristisch für den Kapitalismus ist also ein Wachstum der Produktion, als ob es keine Grenzen gäbe. Es gibt aber Grenzen, denn der Markt entwickelt sich nach ganz anderen Gesetzen als die Produktion.

Der Markt ist ein ziemlich kompliziertes und vor allem ein unübersichtliches Ding. Er verkörpert die gesellschaftliche Nachfrage, und die setzt sich wiederum zusammen:

- a) aus den Bedürfnissen der Gesellschaft, also aus der Konsumtion der Werktätigen, der Kapitalisten und aller dazwischen liegenden Schichten der Bevölkerung, sowie aus den Bedürfnissen des Kapitals nach Produktionsmitteln für die Produktion selbst und zu ihrer Erweiterung;
- b) aus dem Einkommen der Bevölkerung, denn erst durch das Einkommen wird das Bedürfnis auch zahlungsfähig und verwandelt sich in Nachfrage.

Das ist ein wichtiger Punkt, denn Produktion, Einkommen und Bedürfnisse beeinflussen sich gegenseitig in nicht voraussehbarer Weise. Produktion ist zwar immer Nachfrage – nach Arbeitskräften, Produktionsmitteln und Arbeitskräften sowie Produktionsmitteln zur Produktion der nötigen Produktionsmittel, nach Konsumgütern für die Arbeitskräfte etc. –, aber sie wird zu Einkommen erst dann, wenn die produzierten Waren verkauft worden sind, und erst dann werden die eigenen Bedürfnisse des Produzenten zur Nachfrage. Werden die Waren nicht verkauft, so wird an diesem Punkt der Produktionskreislauf unterbrochen, mit entsprechenden Folgen für den Fortlauf der Produk-

⁴ Vgl. Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. III, in: K. Marx/F. Engels, *Werke*, Bd. 25, S. 221 ff.

⁵ Es gibt eine Fülle von Faktoren, die diesem Fall der Profitrate entgegenwirken. Allein schon die Entwicklung der Produktivkräfte hat die Doppelwirkung, einerseits die Profitrate zu senken, diesem Fall aber gleichzeitig auch entgegenzuwirken, indem sie die Mehrwertrate steigert, also den Mehrwert, den eine Arbeitskraft produziert. Das Profitstreben des Kapitalisten treibt ihn wiederum nicht nur dazu, Arbeitskräfte, sondern auch Produktionsmittel einzusparen, und das senkt wiederum den Kapitaleinsatz. Als Gesetz kann man daher nur die Tendenz zum Fall der Profitrate bezeichnen. Vgl. ebenda, S. 242 ff.

tion, des Einkommens und der Nachfrage der vorgelagerten Bereiche. Hier wird die Sache also schon unübersichtlich.

Entscheidend für die Größe des Marktes ist die Konsumtion der Werktätigen. Sie hängt von der gesellschaftlichen Lohnsumme und diese von der Zahl der Beschäftigten und dem Lohn ab, den sie bekommen. Beides wird aber von der Entwicklung der Produktion bestimmt und diese zu einem großen Teil wiederum davon, wie groß die gesellschaftliche Lohnsumme ist. Natürlich spielt da noch viel mehr hinein: die Akkumulation des Kapitals, die Aufteilung der Profite der Kapitalisten in Konsumtion und Akkumulation, die Entwicklung der Produktivkräfte und damit der Arbeitsproduktivität usw. Das alles beeinflusst die Entwicklung der Produktion, diese wiederum die Zahl der Beschäftigten, die Akkumulation und umgekehrt. Hinzu kommen die zweiglichen Proportionen, die durch ihren arbeitsteiligen Zusammenhang bestimmt werden.⁶ Alle diese Zusammenhänge sind aber nicht fix, sondern sie unterliegen dauernden Veränderungen. Die Bedürfnisse wandeln sich, zum Teil hervorgerufen durch neue Waren, die die alten verdrängen, wie zum Beispiel das Erdöl die Kohle usw. Ebenso verändert sich die Produktion durch neue Technik, neue Produzenten usw. Beispielhaft in letzterer Hinsicht und gleichzeitig Ausdruck des weltweiten Charakters der meisten Zusammenhänge heutzutage ist z. B. der Konkurrenzdruck neuer Textil-, Stahl-, Autoproduzenten aus dem Fernen Osten.

Der Markt ist also unter den gegebenen Bedingungen allenfalls in seinen groben Zusammenhängen zu erfassen, aber in seiner konkreten Entwicklung zu überschauen ist er nicht.

Schon gar nicht ist er in seiner Entwicklung prognostizierbar. Man kann seine allgemeinen Grenzen bestimmen: Es geht bei der Produktion letzten Endes immer um die Konsumtion, privat wie gemeinschaftlich, ob letztere nun die Form gemeinsam genutzter Gebäude oder die staatlichen Verbrauchs annimmt. Entscheidend bestimmt werden die Grenzen des Marktes dabei durch die Konsumtion der Werktätigen.⁷ Diese Konsumtion ist auch der einzige Posten, der, wenn wir einmal von den Einflüssen der Entwicklung des Kapitals, von Konjunktur und Krise, absehen, in seiner Größe und Entwicklung einigermaßen bestimmbar ist. Die Konsumtion der Kapitalisten ist dagegen schon keine feste, sondern eine von ihren Akkumulationsbedürfnissen her bestimmte Größe. Die Produktion von Produktionsmitteln aber hängt letzten Endes von dem Bedarf der Produktion und von dem proportionalen Zusammenhang ab, in dem die verschiedenen Produktionszweige zueinander stehen und in dem sie auch mit der gesellschaftlichen Konsumtion verbunden sind.⁸ Die Kenntnis dieser Zusammenhänge macht die Entwicklung des Marktes nicht übersichtlicher. Allenfalls kann man die Grobstrukturen seiner Entwicklung abschätzen. Der gesellschaftliche Bedarf selbst als Orientierungspunkt für die Entwicklung der Produktion geht dabei völlig unter.

Kredit und Wertpapiere

Weitere Punkte, die zur Auflösung des Zusammenhangs zwischen gesellschaftlichem Bedarf und Produktion beitragen, will ich hier nur andeuten. Jede Ware durchläuft in der Regel eine Fülle von Produktionsstufen, ehe sie endgültig in der Konsumtion verschwindet. Sie wird transportiert, gelagert, wieder transportiert, kommt zum Groß-, zum Einzelhandel, in Reservelager usw. Erst, wenn die Ware endgültig konsumiert wird, hat sich der Kreislauf des Warenaustauschs wirklich vollzogen. Erst dann stellt sich endgültig heraus, daß der gesellschaftliche Bedarf wirklich getroffen worden ist. Auf allen Zwischenstufen merken die Produzenten davon überhaupt nichts. Für sie bleibt der Markt aufnahmefähig, solange sie ihre spezielle Ware noch absetzen können. Das

⁶ Vgl. Karl Marx, a.a.O., S. 254 f.

⁷ Vgl. ebenda, S. 501

⁸ Vgl. Karl Marx, a.a.O., Bd. 24, dritter Abschnitt

kann selbst dann noch der Fall sein, wenn die Produktion schon längst am eigentlichen gesellschaftlichen Bedarf vorbeiläuft. Selbst wenn der Zahlungsfluß stockt, läßt der Kredit den Produktionsfluß noch weiterlaufen.

Der Kredit selbst hat natürlich Grenzen, aber sie sind fließend. Solange Sicherheiten vorhanden sind, kann Geld geliehen werden. Sicherheiten aber gibt es massenweise. Allein das Kapital hat sich in Wertpapieren vervielfacht. Diese Wertpapiere haben keinen Wert – das zeigt sich in der Krise –, aber sie sind beleihbar. Das Geld, welches die Wertpapiere repräsentieren, ist längst verbraucht, in Straßen, Papier, Tinte etc. angelegt, als Rakete in die Luft geschossen, wenn es sich um Staatsanleihen handelt, oder in Maschinen, Bauten, Rohstoffen etc., wenn es Aktien oder Anleihen von Unternehmen sind. Aber selbst für eine Aktie, den Eigentumstitel auf ein Unternehmen, bekommt man keinen Pfennig, wenn das Unternehmen zahlungsunfähig wird. Echte, wenn auch begrenzte Sicherheit bieten in diesem Falle allenfalls die handgreiflichen Dinge, in denen das für die Aktie gezahlte Geld angelegt ist. Die Aktie ist, wie jedes Wertpapier, als Kapital fiktiv. Eine bloße Erscheinungsform des wirklichen Kapitals, das schon längst verbraucht sein kann oder selbst beliehen worden ist. In den Wertpapieren verdoppelt sich das Kapital also, und es kann in beiden Formen, in denen es erscheint, beliehen werden. Selbst Wertpapiere, die ihrem Besitzer gar nicht gehören, sondern nur bei ihm hinterlegt sind, eventuell sogar nur als Sicherheit, können zur Grundlage eines Kredits werden. Banken leihen sich zum Beispiel gerne, gegen Hinterlegung von Wertpapieren als Sicherheit, Geld bei der Staatsbank aus, um es selbst als Kredit weiterzugeben zu können. Auch bloße Schuldscheine, Wechsel etc. können als Sicherheiten für einen neuen Kredit verwandt werden. Diese so möglich werdende Aufblähung der Nachfrage, namentlich auch durch die entsprechenden Geschäfte der Staatsbanken, die auf diese Weise Geld in die Zirkulationskanäle pumpen – das ist ein häufig gebrauchtes Instrument zur Regulierung der Geldmenge –, ist sicher eine Ursache der schleichenden Geldentwertung. Sie gibt aber eben auch der Produktion Spielraum, sich in ganz beachtlichem Maße relativ unabhängig vom tatsächlichen gesellschaftlichen Bedarf zu entwickeln. Festumrissene Grenzen gibt es hier nicht. Es gibt also eine Fülle von Faktoren, die die Weichen so stellen, daß die Konjunktur aus den Gleisen läuft, und ebenso viele Faktoren, die die vom gesellschaftlichen Bedarf her gesetzten Grenzen sehr dehnbar machen. Unter diesen Bedingungen muß die gesellschaftliche Produktion im Laufe ihrer Entwicklung gesetzmäßig aus dem Gleichgewicht geraten. Die Krise ist notwendig, um dieses Gleichgewicht wiederherzustellen.

Der Mechanismus der Konjunktur

Auf den Mechanismus des krisenhaften Konjunkturverlaufs will ich nur kurz eingehen. Eine wesentliche Rolle spielen dabei die Investitionsprozesse. Das hängt mit den Besonderheiten im Umschlag des fixen Kapitals, also des in Bauten, Maschinen, Ausrüstungen etc. angelegten Kapitalteils, zusammen. Fabriken etc. müssen erst gebaut und ausgerüstet werden, bevor sie selber zur Produktion dienen können. Während der Bauzeit kommt aus solch einem Objekt nur Nachfrage nach Waren aller Art auf den Markt; nach Konsumgütern von den am Bau und in seinen Vorstufen beschäftigten Arbeitskräften bis hin zu den Produktionsmitteln, die hergestellt, und den Rohstoffen, die verarbeitet werden müssen. Während der ganzen Zeit werden also Waren nachgefragt, aber aus der Fabrik selber kommt keine Ware auf den Markt. Es ist reine Nachfrage, ohne entsprechendes Angebot. Steht die Fabrik aber erst einmal, dann speit sie selbst massenweise Waren auf den Markt, ohne daß dem Angebot eine entsprechende Nachfrage gegenübersteht, denn Bauten und Ausrüstungen wirken in der Produktion lange Zeit fort, ohne daß es eines Ersatzes in natura bedarf. Während dieser Zeit wird ihr Wert zwar auf das Produkt übertragen, zu dessen Herstellung sie dienen, aber er sammelt sich an, tritt erst dann wieder als Nachfrage auf dem Markt in Erscheinung,

wenn der Ersatzzeitpunkt gekommen ist. Solche Investitionen lösen also für eine gewisse Zeit eine große Nachfrage aus, die mit ihrer Fertigstellung oder der Beendigung von Generalreparaturen aufhört. Das würde nichts ausmachen, wenn die Investitionen der verschiedenen individuellen Kapitale gleichmäßig über die Zeit verteilt erfolgten, aber eben das verhindert die Konkurrenz. Sie ballt die Investitionen zeitlich zusammen, beispielsweise nach einer Krise, wenn es für die Kapitalisten darum geht, ihre Stellung im Markte zu halten und auszubauen. Die geballte Nachfrage nach Investitionsgütern, die dadurch entsteht, wird dann zum Ausgangspunkt eines neuen Aufschwunges.

Die Krise wird meist durch den plötzlichen Abfall der Investitionsprozesse am Ende des Aufschwunges ausgelöst, sobald die Rationalisierungswelle ausläuft, mit der die Kapitalisten der sich verschärfenden Konkurrenz begegnen wollten. Das ist ein ganz eigenartiger Moment. Auf der einen Seite steigert die Rationalisierungswelle die Nachfrage und gibt so der Konjunktur noch einmal mächtigen Auftrieb, bringt sie gewissermaßen zum Überschäumen. Auf der anderen Seite hat gerade diese Rationalisierung die Einsparung von Arbeitskräften und Produktionsmitteln zum Ziel und begrenzt so das Wachstum der Nachfrage. Sie löst geradezu eine Welle von Entlassungen aus, die Angst um den Arbeitsplatz treibt die Beschäftigten zu höherer Arbeitsleistung und behindert sie gleichzeitig im Lohnkampf; auch von dieser Seite her treibt der gleiche Prozeß auf der einen Seite die Produktion in die Höhe und verringert auf der anderen das Wachstum der Nachfrage. Das ist der Widerspruch des Kapitals: Für den einzelnen Kapitalisten bedeutet Einsparung von Kosten mehr Profit und unter Umständen die Rettung in der Not, für das Kapital in seiner Gesamtheit aber Senkung der Gesamtnachfrage, Verkleinerung des Marktes. Diese Investitionswelle ist gleichsam die Gratwanderung der Konjunktur, eine Gratwanderung, die noch dadurch gestützt wird, daß zu gleicher Zeit die Profite des vorher akkumulierten Kapitals reichlich fließen, aber nicht genügend Möglichkeiten zur Neuanlage finden. Dieses Geld fließt dann in den Bereich des fiktiven Kapitals, treibt dort die Kurse hoch und drückt die Zinsen herab, so daß es nicht an Geld fehlt, um die Rationalisierungen oder sonstige Projekte voranzutreiben.⁹ Die Konjunktur stürzt dann in dem Moment ab, in dem die Investitionsnachfrage aufhört und statt dessen das zusätzliche Warenangebot auf den Markt fließt. Auf diese Weise werden die Investitionsprozesse zur materiellen Grundlage des Krisenzyklus. Nach der Krise müssen die Kapitalisten zunächst erst einmal einen Überblick über die neue Situation gewinnen, die Produktion stagniert. Dann beginnen sie wieder mit der Rationalisierung, um auch bei den durch die Krise gedrückten Preisen mehr Profit herauszuschlagen. Das wirkt zwar zunächst ebenfalls beschäftigungs- und folglich nachfragesenkend, aber dieser Effekt wird jetzt durch die nachfragesteigernde Wirkung der Investitionen kompensiert, zumal die Löhne schon durch die Krise auf einen Tiefpunkt gedrückt worden sind und kaum mehr weiter sinken können. Ein Aufschwung beginnt, der aus sich selbst, aus der Nachfrage des Kapitals nach Produktionsmitteln und Arbeitskräften heraus immer neuen Auftrieb erhält – bis wieder alle Grenzen überschritten worden sind. Die Krise vernichtet dann massenweise Kapital und schafft so eine Basis, von der aus der ganze Prozeß von vorn beginnen kann.

Im Monopolkapitalismus verläuft die Krise anders

Heute, im monopolistischen Stadium des Kapitalismus, läuft der Prozeß freilich nicht mehr ganz so ab. Der Anteil des fixen Kapitals am Gesamtkapital ist größer geworden. Dadurch verstärken sich die Wirkungen, die von den Investitionsprozessen auf die Kon-

⁹ Dieser relative Überschuß an Geldkapital ist auch die Grundlage für das Steigen der Aktienkurse und das Aufschäumen der Börsenspekulation zu einem Zeitpunkt, da dafür eigentlich gar keine objektiven wirtschaftlichen Gründe mehr gegeben sind. Daraus ergeben sich dann auch Spannungen, die wesentlich zum Zerreißen der Zahlungsketten beitragen und den Crash auslösen. Die Schuldenkrise ist ebenfalls dadurch entstanden, daß Kapital ohne Rücksicht auf den produktiven Charakter der Anlage in die Entwicklungsländer floß.

junkturbewegung ausgehen. Solange die Betriebe noch jeweils miteinander konkurrierende individuelle Kapitale waren, suchte jedes einzelne Kapital die Krise um jeden Preis zu überleben. Es produzierte in der Krise weiter, wenn auch mit gebremstem Tempo. Jedenfalls produzierte es, solange es noch durchhalten konnte, beschäftigte Arbeitskräfte, kaufte Rohstoffe usw. Auf diese Weise wurde der Einbruch der gesellschaftlichen Produktion in ihrer Gesamtheit in gewissen Grenzen gehalten, so schwer die Krise manchmal auch sein mochte. Monopolunternehmen können wirtschaftliche Schwierigkeiten länger aushalten als kleine Kapitale, weil sie geraume Zeit in der Lage sind, Verluste aus mangelnder Kapazitätsauslastung durch Preiserhöhungen auszugleichen.¹⁰ Staatliche Subventionen, Steuererleichterungen usw. tun ein Übriges. Deshalb machen sich im Monopolkapitalismus regelmäßig krisenhafte Erscheinungen bemerkbar, ohne daß sie sich zu tiefen Krisen erweitern. Das hat jedoch auch zur Folge, daß die strukturellen Fehlentwicklungen nicht beseitigt werden, sondern, im Gegenteil, kumulieren. Relativ überschüssige Kapazitäten sammeln sich an. In der BRD begann der Aufbau struktureller Verzerrungen z. B. faktisch bereits mit der Krise des Steinkohlebergbaus Ende der fünfziger Jahre. Danach geriet dann nach und nach ein Zweig nach dem anderen und schließlich eine Region nach der anderen in strukturelle Schwierigkeiten. Irgendwann führt ein solcher Prozeß dann zur Strukturkrise und dazu, daß es für die Konzerne profitabler ist, die Produktion in bestimmten Betrieben zu konzentrieren und die anderen Kapazitäten stillzulegen. Zumal sie auch nach diesen Stilllegungen immer noch die Preise erhöhen können, wenn die Produktion unter die Nachfrage sinkt. Diese gewaltigen Stilllegungsprozesse schlagen in viel höherem Maße auf die Beschäftigung durch als früher die endgültige Vernichtung einzelner Kapitale, und dort, wo solche Betriebe das wirtschaftliche Rückgrat einer Stadt oder einer Region bilden, ziehen sie sogar die Krise der ganzen regionalen Wirtschaft nach sich. Dieser Einfluß des Monopols läßt sich nachweisen. Während der Weltwirtschaftskrise von 1929 bis 1933 wurde zum Beispiel in keinem Industriezweig ein so hoher Prozentsatz an Betriebsstilllegungen erreicht wie im Monopolbereich.¹¹ In der Stahlindustrie der BRD wurde nach der Krise von 1974/75 bis 1988 sukzessive fast die Hälfte der Arbeitsplätze abgebaut. Und der Prozeß ist noch nicht zu Ende. In England, wo er seinen vorläufigen Abschluß schon gefunden hat, wurden annähernd 75 Prozent der Beschäftigten entlassen.

Umgekehrt verhält es sich nach der Krise. Steigt die Nachfrage, so werden zunächst die Preise erhöht. Steigt die Nachfrage weiter, so wird rationalisiert, aber die Rationalisierung beschränkt sich auf die produzierenden Anlagen, so daß auch die nach der Krise üblichen Investitionsprozesse gebremst ablaufen. Stillgelegte Anlagen werden erst dann in Betrieb genommen, wenn ein Mindestauslastungsgrad sichergestellt ist. Das Volumen der Investitionsprozesse bleibt daher nach der Krise im Vergleich zum vormonopolistischen Kapitalismus relativ niedrig, und es dauert geraume Zeit, ehe die Gipfelpunkte des vorangegangenen Aufschwunges wieder erreicht werden. Daher die besondere Schärfe der Krisen, namentlich, was die Beschäftigung betrifft, und die Länge der Stagnationsperioden im heutigen Kapitalismus. Nach der Krise von 1974/75 konnte sich die Produktion beispielsweise erst Anfang der achtziger Jahre wieder erholen, aber ohne daß diese Erholung auch auf die Beschäftigung durchschlug. Der schnelle technische Fortschritt erlaubt eine sprunghafte Steigerung der Arbeitsproduktivität, und dies, zusammen mit der staatlichen Investitionsförderung, verkürzt die Lebensdauer des fixen Kapitals. Der Ersatz von fixem Kapital kann also schon nach kürzeren Zeiträumen erfolgen. Das vermindert die Schwankungen der Investitionsprozesse ein wenig und wirkt so ausgleichend auf den Zyklus, aber es verstärkt auch gleichzeitig den Spielraum für Rationalisierungen und fördert so die widersprüchliche

¹⁰ Daher auch das Phänomen der Stagnation, d. h. regelmäßiger Preiserhöhungen selbst bei stagnierender oder zurückgehender Nachfrage.

¹¹ Vgl. Robert Katzenstein, Die Investitionen und ihre Bewegung im staatsmonopolistischen Kapitalismus, Berlin (DDR) 1967 und Berlin (West) 1974, S. 126 f.

Entwicklung der Produktion, namentlich auch in bezug auf das Verhältnis von Produktions- und Beschäftigungs- bzw. Marktentwicklung.¹²

Die Wirkung staatlicher Eingriffe

Staatliche Regulierungsversuche verhindern zwar das offene Aufbrechen der wirtschaftlichen Spannungen, aber sie verhindern eben dadurch auch die notwendige Bereinigung der strukturellen Disproportionen, die die vorangegangene Entwicklung hervorgebracht hat. Deshalb verstärken sich die Spannungen, bis die Kosten der Regulierung eines Tages die verfügbaren Mittel übersteigen. Das sind die Gründe, weshalb die staatlichen Regulierungsmethoden seit den sechziger Jahren zunehmend versagt haben und die konservativen Regierungen der hochindustrialisierten Länder schließlich Anfang der achtziger Jahre dazu übergegangen sind, die Krise selbst zu fördern. Nicht ohne Erfolg übrigens. Zum Funktionsmechanismus kapitalistischer Entwicklung gehört nun einmal die Reinigungsfunktion der Krisen. Wenn sich Disproportionen der verschiedensten Art gesetzmäßig herausbilden, so gehört es auch zu diesem Gesetz, daß sie wieder bereinigt werden müssen, wenn die Entwicklung neuen Spielraum bekommen soll.

Sozial schlägt aber der so erreichte Aufschwung, der geschilderten Eigenheiten des kapitalistischen Krisenzyklus im Monopolkapitalismus wegen, nicht entsprechend durch. Die Krisen legen zwar die Basis für einen neuen Aufschwung, aber auch mit staatlicher Förderung wirkt dieser Aufschwung nicht ausreichend auf die Beschäftigung zurück. Zum einen, weil sich die Rationalisierung zunächst auf die funktionierenden Betriebe beschränkt, dort immer weiter Arbeitskräfte freisetzt und gleichzeitig die Kapazitäten erweitert. Zum anderen, weil die technische Revolution dem Kapital stets Mittel in die Hand gibt, massenhaft Arbeitskräfte freizusetzen, und die staatlichen Investitionshilfen diesen Prozeß auch noch fördern. Schließlich auch, weil die freigesetzten Arbeitskräfte ihre berufliche Qualifikation verlieren. Letzteres ist von besonderer Bedeutung gerade in Regionen, in denen niedergehende Zweige das wirtschaftliche Rückgrat bilden, weil diese Regionen dann ihre Anziehungskraft für das mit anderen Produktionen befaßte Kapital weitgehend verlieren.¹³ Der ausgelöste Aufschwung mildert also die von der Krise mitgebrachten sozialen Probleme allenfalls. Die Massenarbeitslosigkeit wird jedoch chronisch.

In gewisser Hinsicht sind die Auswirkungen der Kapitalakkumulation auf die Lage der Werktätigen im Monopolkapitalismus schlimmer oder doch zumindest ebenso schlimm wie im vormonopolistischen Kapitalismus, trotz aller sozialen Netze, die inzwischen erreicht werden konnten. Früher gab es für entlassene Arbeitskräfte immer noch die großen familiären Auffangbecken im Handwerk oder in der Landwirtschaft. Diese fehlen heute, und es bilden sich, ähnlich wie im Frühkapitalismus – bei Dickens findet man das gut beschrieben –, große Randgruppen der Armut heraus, deren Bodensatz schließlich Drogenabhängigkeit, Prostitution und Verbrechen bilden. In den USA ist das anschaulich ausgeprägt. Noch deutlicher werden die verheerenden Auswirkungen monopolistischer Akkumulation, wenn man sie weltweit betrachtet.¹⁴

Wo liegt die Lösung des Problems?

Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten. Auch wenn man die Ursachen der Krise kennt, läßt sich allenfalls die Richtung bestimmen, in der man die Antwort suchen muß.

¹² Vgl. ebenda, insbes. S. 53 f., 125 ff., 182 ff. Gut dargestellt und im empirischen Teil bis zur Gegenwart erweitert auch bei Jörg Goldberg, *Von Krise zu Krise*, Köln 1988. Leider fehlen bei ihm die Quellenangaben.

¹³ Vgl. Michael Heine, *Von der Peripherie zur Wirtschaftsmetropole – und zurück*, Berlin (West) 1989, S. 185 ff.

¹⁴ Ich will diesen Aspekt hier nicht behandeln, weil ich ihn schon kurz in *Konsequenz 2/88* angerissen habe. An sich aber muß man die Zusammenhänge kapitalistischer Produktionsentwicklung heute immer weltweit sehen. Die Gesellschaftlichkeit der Produktion ist heute allein schon vom Charakter der Produktivkräfte her soweit entwickelt, daß man sie anders gar nicht mehr voll erfassen kann.

Entscheidend wichtig ist augenscheinlich die Ausrichtung der Produktion an den Bedürfnissen der Gesellschaft. So leicht wie unter urgesellschaftlichen Bedingungen wird sich dieser Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Bedarf und Produktion aber nicht mehr herstellen lassen. Manche der großen Entwicklungsschritte sind nicht mehr aufzuheben. Die Teilung der gesellschaftlichen Arbeit zum Beispiel. Man kann sich zwar vorstellen, daß sich bestimmte Arbeiten wieder mehr in den handwerklichen Bereich verlagern, namentlich, wenn Technik individuellen Charakters sie erleichtert und entsprechende Freizeit zur Verfügung steht. Schon heute ist ein Trend in dieser Richtung zu beobachten. Aber auch wenn die Produktivkräfte wieder mehr individuellen Charakter annehmen sollten, läßt sich eine völlige Aufhebung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung kaum vorstellen, ebensowenig übrigens eine Entwicklung hin zu Produktivkräften individuellen Charakters bei der Massenproduktion. Die Basis, auf der sich Krisen entfalten können, bleibt also bestehen. Der Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Bedarf und gesellschaftlicher Produktion muß auf höherer Ebene hergestellt werden.

Vermeiden lassen sich Krisen nur, wenn man die Produktion bewußt den zu befriedigenden gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechend gestaltet. Das läßt sich ebenfalls nicht ohne weiteres erreichen, weil auch der private Charakter der Produktion und die Ausbeutungsverhältnisse erst veränderbar werden, wenn ihre Bedeutung für den krisenhaften Verlauf kapitalistischer Produktionsentwicklung und seine sozialen Folgen großen Bevölkerungsschichten bewußt geworden ist. Dabei wird die Notwendigkeit einer solchen gesellschaftlichen Gestaltung der Produktion in den Zweigen mit Produktivkräften hochgradig gesellschaftlichen Charakters, z. B. in der Stahl-, der Automobilindustrie usw., nicht nur schon sichtbar, sondern sie ist dort bereits, schon im Kapitalismus, zum Bestandteil der Durchsetzung des Wertgesetzes geworden.¹⁵ Bedingt durch den privaten Charakter der Produktion, beschränkt sie sich dort freilich auf die Unternehmen, und nur weil diese schon gesellschaftliche Größenordnungen erreicht haben, hat auch die Produktionsplanung schon gesellschaftliche Maßstäbe bekommen. Die gesellschaftliche Produktion in ihrer Gesamtheit – und übrigens auch die zweigliche – wird dagegen, durch die Bedingungen, die vom Charakter der Produktion und den Ausbeutungsverhältnissen her gelegt sind, nach wie vor aus dem Gleichgewicht gestoßen. Beispielhaft ist hier die Entwicklung in der westeuropäischen Stahlindustrie, die, obwohl monopolisiert – und in Kenntnis des Aufbaues neuer Stahlwerke in Japan und in der „dritten Welt“ –, ihre Kapazitäten ausgedehnt hat, als hätte sie weiterhin einen weltweit wachsenden Stahlbedarf zu befriedigen. Ein ähnlicher Prozeß bahnt sich in der Automobilindustrie an.

Um Produktionsentwicklung und Bedarf wirklich gesellschaftlich zu verbinden, muß man also in der Gestaltung der Produktion noch einen Schritt weiter gehen. Über den Unternehmensrahmen hinaus, hin zur *bewußten* Teilung der Arbeit, d. h. der Produktionsaufgaben, zwischen den Unternehmen. Dort, wo dies vom Wertgesetz her schon erzwungen wird – weil die Verluste, die durch nicht ausgelastete Kapazitäten entstehen, den Profit aufzehren und die Stellung des Kapitals im Markte aushöhlen –, geschieht dies auch schon. Aber immer mehr oder weniger in Kollision zu anderen Kapitalen, in Form von Firmenübernahmen, Joint-ventures etc. Die gesellschaftliche Problematik wird durch diese Prozesse nicht gelöst, denn sie vernichten Arbeitsplätze und schaffen keine oder nicht ausreichend neue; es geht dabei um die Lösung privater Kapitalprobleme, die Folgen außerhalb des Unternehmensinteresses werden der Gesellschaft zur Lösung überlassen. Hier zeigt sich schon, daß man die mit diesen Prozessen verbundenen sozialen Probleme vom gesellschaftlichen Standpunkt aus angehen muß, wenn man sie in den Griff bekommen will. Auf Kapitalinteressen kann man sich dabei nicht stützen.

¹⁵ Vgl. dazu Teil II des eingangs erwähnten Artikels, in: Konsequent H. 4/88, S. 104 f.

Die Lösungsschritte liegen daher mit Sicherheit auch nicht in Richtung des Krisenmanagements und der Privatisierung der Produktion, wie sie von den konservativen Regierungen in Großbritannien, den USA und der Bundesrepublik durchgezogen werden. Der Erfolg dieser Maßnahmen liegt in der Strukturbereinigung begründet. Das private Kapital bereinigt die Strukturen der ehemals staatlichen Unternehmen mit einer Brutalität, die sich staatliches Management, der gesellschaftlichen Abhängigkeiten wegen, gar nicht erlauben kann. Diese Maßnahmen können nicht mehr bewirken als eine Krise auch, und das heißt eben, unter den heutigen Bedingungen, die Grundlage für einen neuen Aufschwung der Produktion zu legen, der aber nicht imstande ist, die Arbeitslosenarmee aufzusaugen und den Weg der Arbeitslosen in die Armut zu blockieren.

So wie die Dinge liegen, muß die Wirtschaftspolitik also bei den vorhandenen gesellschaftlichen Bedürfnissen ansetzen. Der Bedarf muß die Produktion nach sich ziehen und nicht umgekehrt die Produktion den Bedarf erst wecken. An Bedarf mangelt es dabei für absehbare Zeit bestimmt nicht. Wenn man nur an die Verbesserung unserer Lebensverhältnisse denkt, gibt es schon genug zu tun, von der Umwelt über die Wohnbedürfnisse, das Bildungs- und Ausbildungswesen etc. bis hin zu einer annehmbaren Verkehrssituation und zu mehr Freizeit. Wenn dieser Bedarf fruchtbar gemacht wird, dann erwachsen daraus zukunftssträchtige Wirtschaftsstrukturen.